This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

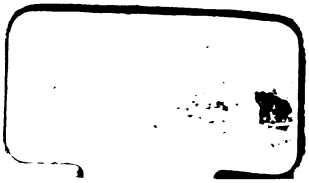
Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Educ
206
1.110

HARVARD
UNIVERSITY
LIBRARY

Harvard College Library

BOUGHT WITH GIFTS RECEIVED THROUGH THE COMMITTEE APPOINTED BY THE BOARD OF OVERSEERS TO VISIT THE DEPARTMENT OF ECONOMICS



Peſtalozzis Ideen über Arbeiterbildung und ſoziale Frage.

Eine Rede

von

Dr. Paul Natorp

Profeſſor der Philoſophie an der Univerſität Marburg.

Man muß ſeine Augen wegwenden von allem, was geſchieht, um für das, was geſchehen ſollte, in ſich ſelbſt reineres Gefühl zu erhalten. **Peſtalozzi.**

Heilbronn.
Verlag von Eugen Salzer.
1894.

Peſtalozzis Ideen

über

Arbeiterbildung und ſoziale Frage.

Eine Rede

von

Dr. Paul Natorp

Profeſſor der Philoſophie an der Univerſität Marburg.

Man muß ſeine Augen wegwenden von allem, was geſchieht, um für das, was geſchehen ſollte, in ſich ſelbſt reineres Gefühl zu erhalten. **Peſtalozzi.**

Heilbronn.
Verlag von Eugen Salzer.
1894.

E 1.c 206.1.110

HARVARD COLLEGE
JUL 3 1912
LIBRARY.

Committee on economics

Wiederabdruck aus den „Deutschen Worten", 1894 Aprilheft.

Vorwort.

Es ist die Absicht dieser Studie, die fast vergessenen Ansichten eines genialen Menschen über Fragen, die auch unsere Zeit tief bewegen, wieder hervorzuziehen und daraus die Lehre zu schöpfen, die noch für uns darin liegt.

Es sind „deutsche Worte" im schönen Doppelsinn des Ausdrucks, die wir von ihm vernehmen wollen. Seine Sprache fällt uns in ihrer Wucht und Tiefe wohl anfangs etwas ungewohnt ins Ohr; aber lauschen wir näher hin, so erschließt sie Klänge deutschester Eigenart, die zu der markigen Aufrichtigkeit seines Wesens wunderbar stimmen. Das Meiste ist dem Roman „Lienhard und Gertrud" und der Schrift „Meine Nachforschungen über den Gang der Natur in der Entwicklung des Menschengeschlechts" entnommen, den Schriften, die unmittelbar vor und nach dem Ausbruch der französischen Revolution entstanden sind und den Eindruck der großen Zeit auf das tief empfängliche Gemüt des merkwürdigen Mannes treu widerspiegeln. Sie bezeichnen ohne Frage die Höhe seines geistigen Schaffens; die Schulmeisterthätigkeit, der er die späteren Jahre dahingeopfert, hat den hohen Gedankenflug dieser seiner kräftigsten Zeit doch fühlbar gelähmt. Die „Nachforschungen" sind zugleich das redende Denkmal seiner durch Fichte vermittelten Berührung mit Kant. Da diese Beziehungen wenig beachtet, auch

von dem verdienten Herausgeber der Werke Peſtalozzis, L. W. Seyffarth (in der Einleitung zu der Schrift, W. W. Bd. 10, S. 6 fg.) nicht genügend aufgehellt ſind, ſo benutze ich dieſe Stelle, ſie in aller Kürze darzulegen.

Die Schrift „Meine Nachforſchungen u. ſ. w." erſchien 1797, und Peſtalozzi hat nach ſeinem eigenen Zeugnis („Wie Gertrud ihre Kinder lehrt", 1. Brief, W. W. Bd. 11 S. 95) drei Jahre daran gearbeitet. Aber die Geburtszeit des Werkes läßt ſich noch genauer beſtimmen auf Grund der Briefe Peſtalozzis an Fellenberg (H. Peſtalozzis bis dahin unedierte Briefe und letzte Schickſale. Bern bei C. A. Jenni 1834, S. 6 und 10). Danach entſtand der Plan zu der Schrift gerade in der Zeit ſeines Verkehrs mit Fichte im Winter 1793/94. Peſtalozzi ſchreibt am 15. November 1793: „Ich bin zufrieden mit dem Vorrücken meiner Arbeit. Ich habe meiner Politik Fundamente geſucht . . . Fichte ſagt auch, ich ſollte die Philoſophie meiner Politik dieſer Schrift mit dem Drucke vorhergehen laſſen." Die Philoſophie meiner Politik: das paßt einzig auf die „Nachforſchungen". Die andere, alſo damals ſo gut wie vollendete Schrift, von der er ſpricht, iſt wohl am eheſten die erſt 1872 bei Seyffarth im 16. Band veröffentlichte „Ueber die Urſachen der franzöſiſchen Revolution." Wiederum ſchreibt Peſtalozzi am 16. Januar 1794: „Ich bin tief in den Begriffen meines neuen Werks begraben . . . Fichte rezenſiert Lienhard und Gertrud mit Rückſicht auf die Grundſätze der Kantiſchen Philoſophie . . . Ich freue mich, durch meine mündliche Unterredung mit Fichte ſchon überzeugt zu ſein, mein Erfahrungsgang

habe mich im Wesentlichen den Resultaten der Kantischen Philosophie nahe gebracht." Dies ist meines Wissens das einzige erhaltene Zeugnis für Pestalozzis Verhältnis zu Kant. Es beweist, wie mir scheint, seine wesentliche Unabhängigkeit von diesem. Im Eingang der „Nachforschungen" erklärt Pestalozzi, ganz an diese Briefstelle anklingend: „Ich kann und soll hier eigentlich nichts wissen und nichts suchen, als die Wahrheit, die in mir selbst liegt, das ist, die einfachen Resultate, zu welchen die Erfahrungen meines Lebens mich hingeführt haben"; er will ausdrücklich „weder von der Philosophie der Vorzeit noch von derjenigen der Gegenwart irgend eine Kunde" nehmen. Das schließt das Bewußtsein seiner tiefen Uebereinstimmung mit Kants Sittenlehre nicht aus, welches die Briefstelle beweist und der Inhalt der Schrift bestätigt.

So liegt klar zu Tage, daß diese bedeutenden Beiträge zu einer Ethik und Pädagogik des Sozialismus, ebenso wie diejenigen Fichtes, unter dem gleichzeitigen Einfluß der Revolution und der Ethik Kants entstanden sind, in dessen Grundsatz: „Handle so, daß du die Menschheit, sowohl in deiner Person, als in der Person eines jeden Andern, jederzeit zugleich als Zweck, niemals bloß als Mittel brauchst", man wohl die Losung des Sozialismus als sittlicher Idee erkennen darf. Sind in dieser nach ihrer ganzen Tiefe begriffenen sittlichen Grundeinsicht die genannten Drei völlig einig, so liegt die eigentümliche Bedeutung Pestalozzis in der bestimmten Art der Verknüpfung des pädagogischen mit dem soziologischen, und wieder mit dem religiösen, das

heißt aber für ihn, dem sittlichen Problem. In der Erkenntnis der völligen Einheit und Untrennbarkeit dieser drei Probleme, und noch besonders in der daraus folgenden sozialpädagogischen Auffassung der Religion dürfte das vorzügliche Interesse Pestalozzis für unsere Zeit zu suchen sein; denn in eben dieser Richtung liegt, meiner Ueberzeugung nach, der nächste wichtige Fortschritt, der in diesem ganzen Gebiet wissenschaftlich-praktischer Aufgaben für uns zu vollbringen ist. (Vgl. meine Schrift „Religion innerhalb der Grenzen der Humanität. Ein Kapitel zur Grundlegung der Sozialpädagogik". Freiburg und Leipzig, Mohr, 1894. ℳ 1.50.)

Marburg i. H., Februar 1894.

Der Verfasser.

Wenn ich Pestalozzis Ideen über Arbeiterbildung und soziale Frage zum Gegenstand einer kurzen Betrachtung wähle, so muß ich auf den Einwand gefaßt sein: ob denn das für die Gegenwart noch von Bedeutung, ja ob es überhaupt eine richtig gestellte Aufgabe ist. Die soziale Frage stand vor hundert Jahren auf einem ganz anderen Punkte als heute, ja man kann zweifeln, ob sie im heutigen Sinne damals überhaupt schon existierte. Und wenn über Volksbildung gewiß Pestalozzi unter den Ersten gehört zu werden verdient, auch unter „Volk" von ihm stets das arbeitende Volk verstanden wird, so deckt sich das dennoch nicht mit dem, was wir uns heute unter „Arbeiterbildung" denken; denn eine Arbeiterklasse, im heutigen Sinne eines ungeheuren und stetig wachsenden Lohnarbeiter-Proletariats, gab es damals kaum, sicher nicht in den kleinen Orten der Schweiz, deren Verhältnisse Pestalozzi bei seinen Volksbildungsbestrebungen zunächst vor Augen hat.

Dazu kommt, daß man dem Manne, wie es scheint, an tieferer, wissenschaftlicher Einsicht nicht allzuviel zutraut. Zwar die Besten seines Zeitalters haben ihn gewürdigt; die Volkslehrer blicken noch heute verehrend zu ihm auf; unsere Arbeiter kennen seinen Namen; allein die zünftige Gelehrsamkeit geht bisher etwas vornehm an ihm vorüber; unsere höhere Pädagogik, fürchte ich,

hat wenig von ihm gelernt; als Sozialforscher ist er vollends unbekannt. Man lobt zwar — man kann nicht umhin zu loben — sein heißes Bemühen, die nie wankende Liebe, mit der er den Kindern des niedersten Volks sein Alles geopfert: sein Gut und seine Ruhe, Forscher- und Schriftstellerruhm, atemlos angestrengte Thätigkeit bei Tag und Nacht, verzehrende Sorge, grübelndes Besinnen all die Jahre hindurch bis ins hohe Alter. Man berichtet nicht ohne Rührung, wie er ein wahrer Sisyphus seinen Fels immer von neuem gewälzt, immer wieder so sein Alles eingesetzt, um immer wieder geknickt, in tiefster Seele verwundet zurückzusinken und bekennen zu müssen, daß er das, was er gewollt, nicht erreicht hatte, nicht hatte erreichen können, durch seine Schuld, durch die Unverbesserlichkeit seines immer der Wirklichkeit weit vorauseilenden, und doch an eben diese Wirklichkeit mit heißestem Verlangen sich klammernden — Idealglaubens. Keinen herben Vorwurf, den man in dieser Hinsicht gegen ihn erhoben, hat er sich selbst erspart; und so ist nichts leichter, als sein eigenes Zeugnis dafür anzurufen, daß er praktisch so gut wie nichts fertig gebracht hat. Nun stützt er sich überall nur auf die Erfahrungen dieser seiner Praxis; das sind absonderliche Erfahrungen, sagt man, wie nur die Absonderlichkeit seiner Natur sie erklärt; solche können allgemein nie etwas beweisen. Und wiederum ist er, auch nach eigenem Geständnis, alles eher als ein schulgerechter Theoretiker. Abgesehen von dem Eigensinn, durchaus nur mit seinen Augen sehen zu wollen, um das, was Andere vor und neben ihm über dieselben Fragen geurteilt, sich wenig oder nichts zu kümmern; abgesehen

auch von der Unabgeklärtheit der Darstellung, der Sorglosigkeit des Ausdrucks — in den Ideen selbst ist unstreitig viel Unausgegohrenes, viel unbestimmtes Ahnen ohne sicher erreichte Erkenntnis, ja nicht wenig Widerspruch; Fehler, die er in seiner unverwüstlichen Ehrlichkeit auf Schritt und Tritt selber bemerkt und bekennt. Und so läßt die heute vorherrschende Auffassung im Grunde wenig von ihm übrig. Sie gönnt ihm ein paar glückliche Einzelfunde, nützliche methodische Handgriffe für den Volksunterricht; etwa noch den allgemeinen Gedanken, den Unterricht auf „Anschauung" zu gründen; was, so wie man es nimmt, nicht gar viel besagt, am wenigsten Pestalozzi eigentümlich ist; im ganzen bleibt er der arme Träumer, der die Sachen nie zu nehmen wußte, wie sie sind, und so, bei den höchsten Absichten, nichts Greifbares vor sich gebracht hat, weder in der Praxis noch in der Theorie.

Ich kann diesem hochmütigen Urteil nicht beistimmen. Traut man dem Selbstzeugnis des Mannes da, wo es gegen ihn spricht, so sollte man ihm auch dann Glauben schenken, wenn er versichert, daß in der harten Schule der Täuschungen und Enttäuschungen ihm Erkenntnisse gereift sind, die vielleicht nur so reifen konnten; daß er in der eignen Lebensnot die Not des Volkes durchschaut hat, wie kein Draußenstehender sie je durchschauen kann, und wie wiederum das Volk selbst, mag es sie noch so sehr am eigenen Leibe spüren, sie doch so nicht aussprechen und offenbaren könnte. Und dann, war der Mann wirklich nur ein Sonderling, war er nicht auch so etwas wie ein Genie? Darf unsere Kritik sich

auf die Höhe stellen, ihm seine Absonderlichkeit bloß zu verzeihen, wenn sie etwa der Ausfluß des Genies war? Dem Eindruck einer echten Genialität aber kann sich Keiner entziehen, der sich in seine Schriften mit Ernst vertieft. Täuscht dieser Eindruck nicht, dann werden wohl auch die Wahrheiten, die er erkannt, nicht bloß für seine Zeit wahr sein. Es verschlägt dann auch nicht viel, ob die concreten Fragen heute andere sind; es ist das Vorrecht des Genies, von dem Punkte der Erfahrung, gleichsam der Oberfläche der Dinge, wo er gerade steht, zu dem Mittelpunkt vorzudringen, von wo auf das Ganze der Erfahrung erhellendes Licht fällt. Solche wahren Tiefblicke sind es, die wir Ideen nennen. Wer das Verhältnis von Idee und Geschichte kennt, der weiß, daß die Ideen den Pfad der Geschichte voraus beleuchten; daß sie ungleich höhere Bedeutung zu gewinnen pflegen für kommende Zeiten als für die, der sie entkeimten. Irre ich nicht, so gilt das von Pestalozzi, und gilt es gerade in Hinsicht der Fragen, mit denen wir uns beschäftigen wollen.

Gleich darin verrät sich die Tiefe seiner Anlage, daß es ihm völlig unmöglich ist, das Problem der Volksbildung je isoliert anzufassen. Seine Ansicht über die Aufgaben der Volkserziehung erwächst ihm aus einer tiefen Anschauung des *Elends* des Volks, und tiefen Nachforschungen über dessen *Ursachen*. „Nur Betrüger und Betrogene", sagt er, „berühren die Ursachen nicht, wenn von den Wirkungen die Rede ist." So vertieft sich seine Pädagogik zu einer großen Ansicht des menschlichen, individuellen wie sozialen *Lebens*.

Daß dem Volk durch bessere Erziehung aufzuhelfen sei, das zu predigen brauchte es keinen Pestalozzi. Das wußte Kaiser Joseph und König Friedrich und Rousseau und Basedow; das ganze Zeitalter, das Zeitalter der „Aufklärung", war davon voll. So wie das damals verstanden wurde und meist bis heute verstanden wird, ist sogar nichts seiner Absicht mehr entgegen. Man denkt sich oben eine Schicht, genugsam unterrichtet und erzogen, daß sie sich nun die Aufgabe stellen darf, von ihrer so vortrefflichen Bildung und Erziehung dem darbenden Volk mitzuteilen, es zu ihrer Höhe nach und nach emporzuziehen. Diese Vorstellung vermag Pestalozzi schon darum nicht zu teilen, weil ihm die Bildung der oberen Stände mindestens so verkrüppelt, so von wahrer Menschenbildung entfernt dünkt wie die der unteren. Mit dieser Bildung ist dem Volke nicht geholfen; sie ist nicht seinem Zustand angemessen; in Widerspruch mit seinem ganzen Leben, könnte sie auch gar nicht mit Wahrheit von ihm angeeignet werden.

Seine fast erste, schriftstellerisch ausgezeichnetste, daher bis heute noch gelesenste Schrift, der Roman „Lienhard und Gertrud", läßt anfangs noch den Einfluß des Jahrhunderts darin stark empfinden, daß die Aufgabe der Volkserziehung scheinbar ganz der landesväterlichen Fürsorge anheimgestellt wird. Ein Feudalherr, Arner von Arnheim — so ist die Fabel — bringt, im Verein mit einem vormaligen Offizier und einem einsichtigen Pfarrer, das zu seiner Herrschaft gehörige Dorf Bonnal, das nach Einführung einer damals blühenden Hausindustrie, der Baumwollspinnerei, zugleich unter dem Einfluß

schlechten Regiments, bei äußerlichem Emporkommen innerlich in tiefes Verderben versunken ist, allmählich wieder in gute Ordnung; die Hoffnung einer allgemeinen Besserung des Volkszustands beruht zuletzt darauf, daß durch das glänzende Beispiel jenes einzelnen Dorfs der hochherzige aber übel beratene Herzog des Landes zu durchgreifenden gesetzgeberischen Maßregeln bestimmt werden soll. Aber mehr und mehr dringt die Ueberzeugung durch, daß dem Volke nur durch das Volk selbst geholfen werden kann, alle Hilfe von oben herab nur Hilfe zur Selbsthilfe sein kann und darf. „Es ist wie wenn es nicht sein solle, daß Menschen durch ihre Mitmenschen versorgt würden; die ganze Natur und die ganze Geschichte ruft dem Menschengeschlecht zu, es solle ein jeder sich selbst versorgen, es versorge ihn Niemand und könne ihn Niemand versorgen, und das Beste, das man dem Menschen thun könne, sei, daß man ihn lehre es selber zu thun." So ist denn auch der wahre Hebel der Besserung in der Erzählung nicht, was jene drei Männer thun, sondern eine Vereinigung der besseren, vom allgemeinen Verderben nicht angesteckten Haushaltungen des Dorfs, und dann die Schule, welche der Lieutenant, in vielen Zügen ein Selbstporträt Pestalozzis, nach dem Muster der Hauserziehung der edlen Gertrud, der Maurersfrau, einrichtet. Das ist die Gestalt, deren reine und klare Züge sich dem Leser am tiefsten einprägen; diese Frau steht thatsächlich im Mittelpunkt der ganzen Erzählung; was Volkserziehung sein sollte, wird an ihrer Haushaltung und Kindererziehung, an ihrem nach und nach vordringenden, stillen und unvermerkten Einfluß auf das ganze Dorf eigentlich

dargestellt. Und in der erläuternden Schrift „Christoph und Else" wird geradezu ausgesprochen, daß ein Arner, wie sein Roman ihn gedichtet, nach der Natur der Dinge kaum möglich sei; denn es ist „leichter, daß ein Kameel durch ein Nadelöhr gehe, als daß ein Mensch ein Volk regiere," wie es regiert sein sollte. Noch schärfere Aussprüche im gleichen Sinne finden sich sonst.

Aber ganz so wenig wie von der irdischen Vorsehung des Landesherrn, erwartet Pestalozzi das Heil von gesetzgeberischen Akten des souveränen Volks, wie sie gerade damals in Frankreich ins Werk gesetzt wurden. Die Männer der Revolution, Condorcet vor allen, hatten eine wahrhaft große Idee von allgemeiner und gleicher, von „nationaler" d. i. die ganze Nation umfassender Erziehung; von einer möglichen Ueberwindung — nicht bloß Milderung — der Klassengegensätze durch die höchste und edelste Gemeinschaft, die Gemeinschaft der Bildung. Aber über die Möglichkeit, diese Idee unter den gegebenen Bedingungen, einfach auf dem Gesetzgebungswege, in Wirklichkeit zu übersetzen, täuschten sie sich ärger und verhängnisvoller als sich Pestalozzi je getäuscht hat. Sie hatten, auch Rousseau nicht ausgenommen, eine Anschauung vom wirklichen Leben des Volks, seiner Schwäche und seiner Stärke, nicht, sie konstruierten sich die Nation von der Höhe ihrer Begriffe herab; und so scheiterten sie notwendig mit ihren hochfliegenden Entwürfen, ein ernstes Beispiel für alle Zukunft.

Das ist nun an Pestalozzi besonders merkwürdig, und doch so gut wie gar nicht bekannt, wie er von dem Ereignis der Revolution ergriffen wurde, wie er zur

Revolutions-Idee, zur Idee des „Gesellschaftsvertrags", wie er zu Rousseau, nicht dem Pädagogen, sondern dem Sozialforscher, Stellung nahm. Daraus erschließt sich erst seine Idee der Volksbildung, tiefer als man sie zu kennen pflegt und ohne diese Grundlage kennen kann.

Unter dem unmittelbaren Eindruck des mächtigen Ereignisses, das ja seine Wirkung fast augenblicklich auf die Schweiz erstreckte, etwa in den Jahren 1793—1796, schrieb Pestalozzi, mit unglaublicher Mühseligkeit, wie er selbst sagt, an seinem Werk „Meine Nachforschungen über den Gang der Natur in der Entwicklung des Menschengeschlechts." Er selbst urteilt hart über das Buch; den Zeitgenossen blieb es mit sieben Siegeln verschlossen. „Seine Wirkung war", so erzählt er, „wie die Wirkung all meines Thuns; es verstand mich bald Niemand und ich fand in meiner Nähe nicht zwei Menschen, die mir nicht halb zu verstehen gaben, daß sie das ganze Buch für einen Galimathias ansahen." In Wahrheit ist das Werk an radikaler Schärfe Rousseau mindestens gleich, an Höhe der Auffassung, an Abstraktionskraft, an philosophischem Blick über ihm; und, bei aller Kunstwidrigkeit der Anlage, im Einzelnen von einer glühenden, oft hoch dichterischen, besonders an packenden Bildern reichen Sprache; ein merkwürdiges Zeugnis vom Geist jener Tage.

Pestalozzi nimmt, gleich Rousseau, seinen Ausgang von der Hypothese eines Naturstandes des Menschen; eines Standes kindlicher Unschuld, den wir freilich jetzt „nur ahnen, aber nicht kennen"; denn wenn es je einen solchen Augenblick in der Geschichte des Menschengeschlechts

gab, so war er, kaum geboren, auch wieder dahin. Aber ich habe doch „eine Art Bewußtsein“ eines solchen Zustands; „ich besitze eine Fähigkeit, mich selbst im Genuß der vollen Kraft meines Instinkts und der ganzen Reinheit meines Wohlwollens zu denken, wie ich mich, wenn ich einen Arm oder ein Bein im Mutterleib verloren hätte, dennoch im Besitz dieses Gliedes denken könnte. Durch diese Fähigkeit erzeuge ich in mir selbst das Bild der Unschuld, die ich verloren, das ist eine Vorstellung von der Beschaffenheit meiner selbst außer meinem Verderben.“

Allein aus der Voraussetzung eines solchen Zustands läßt sich ein gesellschaftliches Recht nicht begreifen. Dasselbe entsteht im Gegenteil aus der Störung dieses Zustands, aus dem Verderben meiner tierischen Natur, als ein — zuletzt doch ohnmächtiger Versuch, ihre ursprüngliche Reinheit künstlich wiederherzustellen.

„Ein grimmiges Tierrecht befleckte die Erde, ehe Menschentreue und Menschenrechte sie wieder mit ihren Opfern versöhnte. Es ist nicht wahr, daß der Urmensch friedlich lebte auf Erden; es ist nicht wahr, daß er die Erde ohne Gewalt, ohne Unrecht und ohne Blut verteilt hat; es ist nicht wahr, daß der Ursprung des Mein und des Dein in meinem Gefühle der Billigkeit und des Rechts zu suchen ist. Es ist im Gegenteil wahr: das Menschengeschlecht teilte die Erde, ehe es sich auf ihr vereinigte, der Mensch riß an sich, ehe er etwas hatte, er frevelte, ehe er arbeitete, er richtete zu Grunde, ehe er etwas hervorbrachte, er unterdrückte, ehe er versorgte, er mordete, ehe er antwortete, der Hauch seines Mundes

atmete Wortbruch, ehe der Laut eines Wortes, auf seiner Zunge gebildet, ein Recht verlangte."

Was ist denn ein Recht? Pestalozzi erklärt es, auch hier von Rousseau ausgehend, durch einen stillschweigenden Vertrag — durch den jedoch in Wahrheit nur der Schwächere sich dem Stärkeren verkauft.

„Sowohl das Eigentum als der gesellschaftliche Zustand wird durch den Anspruch an Rechtmäßigkeit etwas, das er vorher und in seinem Ursprung nicht war, nämlich ein auf einem stillen aber wahren Vertrag ruhender Besitzstand, dessen erste Bedingung ist, alles Unrecht ihres Ursprungs zu vergessen, aber dasselbe für die Zukunft unmöglich zu machen. Wenn es also schon wahr ist, daß die Staaten sich nicht durch einen gesellschaftlichen Vertrag gebildet, so ist dennoch auch wahr, daß die Menschen nicht ohne den Geist eines solchen Vertrags in der bürgerlichen Gesellschaft leben, und daß Recht und Gerechtigkeit, auf welche alle Staaten ihre Einrichtungen zu gründen sich rühmen, nichts anderes sind als ein lautes Anerkennen des allgemeinen Bestehens eines solchen Vertrags . . . Indessen sagen die Erfahrungen aller Zeiten," daß „der Mensch im Besitz der Macht alles Mögliche anwendet, um ohne wirkliche Anerkennung des gesellschaftlichen Rechts in der bürgerlichen Gesellschaft doch Meister zu sein." Denn die gesellschaftliche Vereinigung und die damit begründete Zivilisation hat an sich nicht die Kraft, das Tier im Menschen zu bändigen. Vielmehr, während sie die schuldlose Freiheit des Naturstands nach jeder Richtung verkürzt, entfesselt sie zugleich, gerade durch den freiwilligen gutgläubigen

Verzicht der ohnmächtigen Masse, in dem einzelnen Mächtigen um so mehr alle Wildheit des ursprünglichen Raubtiercharakters unserer Gattung, welche, indem sie ihre Willkür in Formen des Rechts kleidet, das Rechtsgefühl auch in der Masse des Volkes abstumpft, vergiftet, schließlich völlig auflöst. „Die Macht kann dem Vertrauen, das die gutmütige Schwäche meines Geschlechts allenthalben in sie setzt, als Macht nicht entsprechen. Wenn ich in ihrem Besitz Löwenkräfte in meinen Gebeinen fühle, was soll mir das Recht der kleinen Tiere und der kindische Wahn, sie hätten mich zum Löwen gemacht? Gehen ihre Scharen zu Grunde — ich bin der Löwe, meine Zähne und meine Klauen sind mein! Also denke ich im Besitz der Macht, nicht weil ich ein Narr bin oder ein Sonderling oder ein vorzüglich ungerechter Mann: ich denke also, weil ich den Kopf gern in den Lüften trage und am milden Strahl der Sonne gern der Vergangenheit und Zukunft vergesse. — Aber muß sich der Mensch der Macht in diesem Sinne unterwerfen? — Er thut es. Soweit die Erde rechtlos ist, hat sie auch den Begriff und die Vorstellung von ihrem Rechte verloren." — „Der Mensch ist schon in seiner Höhle nicht gleich; unter dem Dach, hinter Riegel und Wänden wächst diese Ungleichheit mächtig; und wenn er zu Hunderten und Tausenden zusammensteht, so ist er gezwungen, ob er will oder nicht will, er muß zu dem Starken sagen: sei du mein Schild, zu dem Listigen: sei du mein Führer, und zu dem Reichen: sei du mein Erhalter. Das ist der Ursprung der Macht, der tief in unserer Natur liegt und sich auf das

wesentliche Bedürfnis der Entwicklung des ganzen Geschlechts gründet; aber freilich auch wie der Strom, der innert Gesetzen, die Dämme und Schleusen ihm auflegen, Länder wässert und segnet, aber wenn er, Dämme und Schleusen zerreißend, außer seine Ufer tritt, (sie) auch wieder verheert." — „Ewig sagt der Mensch, der mächtig und tierisch zugleich ist, zu der Schwäche seines Geschlechts: Du bist um meinetwillen da! — und spielt dann über die gereihten Scharen derselben wie über gereihte Saiten des Hackbretts; was achtet er das Springen der Saiten, es sind ja nur Saiten! So viel Männer im Land sind, so viel hat er ja Saiten, so viel ihrer zerspringen, so viel wirft er weg, und so viel er wegwirft, so viel spannt er wieder über sein löcherichtes klimperndes Brett — es sind ja nur Saiten! — Ha, es sind Menschen! Und sie werden in der namenlosen Erniedrigung eines rechtlosen Dienstes wie die Klauen an den Pfoten des Bären: sie wissen gar nicht, was das murrende Tier will, das auf ihren Vieren steht, aber sie klammern sich fest in die Eingeweide eines jeden, gegen den es brummt . . ."

Unter dieser grellen Beleuchtung erhellen sich ihm die Vorgänge seiner Zeit; die Revolution erscheint als naturnotwendige Folge eines solchen Gewaltzustands in Rechtsform. — „Der Mensch thut in der bürgerlichen Gesellschaft nicht einseitig auf sein Naturrecht Verzicht; die Macht thut es wie der Mensch. Wenn nun diese ihr Wort bricht und ihrerseits das bluttriefende Recht der Naturverwilderung aufstellt, so tritt sie mit diesem Schritt unwidersprechlich in den Naturstand und

probiert ihre Tierkraft außer allen Schranken des Rechts. Was soll dann das Volk? Was ist sein unwillkürliches Wollen in dieser Lage? Im Innersten seines Gefühles ist sein Vertrag mit der Macht gebrochen; woher soll ihm jetzt das bindende Gefühl seiner Pflicht kommen?" — „Das Unrecht der Welt endet allenthalben nur durch Gewalt; tierischer Unsinn weichet keinem Recht, und gesellschaftlicher Unsinn ist nichts anders, als gesellschaftlich versteckter, gesellschaftlich organisierter tierischer Unsinn." „Möge der Tiersinn der Macht sich hinter dem Blendwerk der Gesetzgebung auch noch so menschlich geberden: ewig unterwirft sich der Mensch mit wahrem freiem Willen nie einer Ordnung, die irgend jemand das Recht giebt, ihm die Haut über die Ohren herabzuziehen." — „Daß sich doch Europa nicht länger blende! Seine Kunst zu herrschen nährt den Sanskülottismus, und seine Kunst zu zäumen die Zaumlosigkeit im innersten Busen der Menschen . . . und wann einmal das Volk auf diesem Punkte ist, so braucht es dann nur einen Augenblick der Staatsschwäche und der Staatsnot, so hast du kein Vaterland mehr, und dein blendender Kunstzaum ist dann ein Spinnengewebe, mit dem du kein Kind mehr hältst; und wäre es nur das: es ist dann eine feurige Rute, mit der du den zaumlosen Gaul am Rande eines Abgrunds aufs Blut peitschest . . ."

„Nur als Werk seiner selbst, nur als sittliches Wesen lenkt sich der Mensch in dieser Lage nicht zum Aufruhr. Und wenn die Empörung dann doch ausbricht, so wird dieser fest stehen zwischen dem Unrecht der Macht und dem Toben des Volks, seiner Wahrheit getreu,

aber keiner Partei. Es wird nichts nützen. Die Macht wird zu ihm sagen: du mußt nur so reden, wenn du willst, daß wir alles, was wir nun einmal besitzen, verlieren; und das Volk hinwieder: du mußt nur so reden, wenn du willst, daß wir von allem dem, was uns von Gott und Rechts wegen gehört, nichts erhalten. Also wird er in der Mitte stehen zwischen Menschen, die seine Wahrheit auf beiden Seiten nicht wollen, und gar leicht ein Opfer seiner Gutmütigkeit werden, durch die Leidenschaften der Einen wie der Andern . . . ."

„Denn unfühlend
Ist die Natur . . .
Nach ewigen, ehrnen,
Großen Gesetzen
Müssen wir alle
Unseres Daseins
Kreise vollenden . . ."

Er bezieht es, tiefsinnig, auf die Natur im Menschen, die zu zwingen auch das gesellschaftliche Recht keine Macht hat. Aber der Tiernatur des Menschen tritt gegenüber seine sittliche Natur, dem gesellschaftlichen Recht das sittliche Recht. So deuten sich ihm die folgenden Worte des Gedichts:

„Nur allein der Mensch
Vermag das Unmögliche
Er unterscheidet,
Wählet und richtet . . .
Der edle Mensch
Sei hülfreich und gut!" —

„Der Menſch findet in ſeiner Natur keine Beruhigung, bis er das Recht ſeiner tieriſchen Sinnlichkeit in ſich ſelbſt verdammt hat gegen ſich ſelbſt und gegen ſein ganzes Geſchlecht . . . Dem Geſetz, das er ſich ſelbſt giebt, unterworfen unterſcheidet er ſich vor allen Weſen, die wir kennen. Ihm allein mangelt die Schuldloſigkeit des Inſtinkts, durch deſſen Genuß das Vieh beruhigt auf dem Punkt bleibt, den dieſer ihm anweiſt. Er allein vermag es nicht auf dieſem Punkt ſtehen zu bleiben, er muß ſich entweder über denſelben erheben oder unter denſelben verſinken . . . Er hat eine Kraft in ſich ſelbſt, den Gedanken herrſchen zu laſſen über den Inſtinkt.“ — „Der Menſch iſt rechtlos und zerrüttet, weil er ſich aus Wahrheit und Recht nichts macht. Aber er findet Wahrheit, wenn er Wahrheit ſucht, er hat ein Recht, wenn er eines will. Der Menſch iſt alſo durch ſeinen Willen ſehend, aber auch durch ſeinen Willen blind; er iſt durch ſeinen Willen frei, und durch ſeinen Willen Sklav; er iſt durch ſeinen Willen redlich, und durch ſeinen Willen ein Schurke.“

Aufs ſchroffſte alſo trennt Peſtalozzi das ſittliche vom geſellſchaftlichen Recht, „von allen Verhältniſſen, in denen die Menſchen geſellſchaftlich gegen einander ſtehen“; er weiß, daß dieſe Verhältniſſe „nicht auf Sittlichkeit gegründet ſein können.“ „Das geſellſchaftliche Recht iſt ganz und gar kein ſittliches Recht, ſondern eine bloße Modifikation des tieriſchen.“ „Der geſellſchaftliche Zuſtand iſt in ſeinem Weſen eine Fortſetzung des Kriegs Aller gegen Alle, der im Verderben des Naturſtandes anfängt und im geſellſchaftlichen nur die Form ändert.“

„Der Menſch bedarf der Sittlichkeit als geſellſchaftliches Geſchöpf ſo wenig, als er ſelbiger als tieriſches Weſen fähig iſt. Wir können im geſellſchaftlichen Zuſtand ganz füglich ohne Sittlichkeit unter einander leben, einander Gutes thun, einander willfahren, Recht und Gerechtigkeit unter einander handhaben, ohne alle Sittlichkeit. Die Sittlichkeit", ſagt er ſchroff, „iſt ganz individuell, ſie beſteht nicht unter zweien."

„Der geſellſchaftliche Zuſtand iſt in ſeinem Weſen ein Gewaltzuſtand". Zwar „die Gewalt des geſellſchaftlichen Rechts iſt bei allem ſeinem Verderben . . . dennoch unendlich mehr wert als die Gewalt der Rechtloſigkeit", aber ſie ſteht ebenſo weit zurück hinter dem gewaltloſen Recht der Sittlichkeit.

Zuletzt erklärt ſich ihm der geſellſchaftliche Zuſtand als Lehrlingsſtand des Menſchen. Unvermittelt iſt der Menſch, einmal verderbt, einer reinen Sittlichkeit nicht mehr fähig; „der Anſpruch an eine ganz reine Sittlichkeit würde mich dahin bringen, mich der verlorenen Unſchuld meiner Natur näher zu glauben, als ich im Verderben des geſellſchaftlichen Zuſtands ihr nahe ſein kann . . . . Sorget nicht für euer Leben, würde mich eine ſolche Sittlichkeit lehren, noch was ihr eſſen oder was ihr trinken wollt. Sie würde die Bande des Eigentums wegwerfen: verkaufe was du haſt! Die Bande des Bluts würden vor ihren Augen verſchwinden: Weib, was gehſt du mich an? wer ſind meine Brüder und meine Schweſtern? Sie würde ihr Recht nur in der Kraft der Unſchuld ſuchen: habe ich unrecht geredet . . . Sie würde unſer ganzes Daſein an dieſe Unſchuld anketten: wenn ihr nicht

werdet wie diese Kinder . . . Sie würde auf die Menschennatur bauen als auf einen Felsen . . . Sie würde gegen das Unrecht keine tierische Gewalt versuchen: stecke dein Schwert in die Scheide! Sie würde in Knechtsgestalt einhergehen: die Füchse haben Gruben und die Vögel haben Nester, aber sie fände nicht, wo sie, mit Sicherheit und Recht, ihr Haupt hinlegen könnte. — Ganze Reinheit der Sittlichkeit muß notwendig auf den Punkt hinführen, von dem sie ausgeht, und dieser ist offenbar meine Unschuld, das ist, ich selbst ohne Kunde der Uebel, des Lasters und der Gefahr." Der rein sittliche Zustand wäre identisch mit der völligen Harmlosigkeit des Naturstands, doch wiedererrungen durch den freien reinen Willen des Menschen. In diesem Sinn ist das christliche Ideal buchstäblich wahr, und doch für den Menschen im gesellschaftlichen Zustand schlechthin unerfüllbar. „Der Unschuld unbeflecktes Eigentum ist nicht das Teil des sterblichen Mannes . . . . Er sieht sie an den beiden Grenzen seines Daseins, und lebt in ihrer Mitte, umhergetrieben vom Sturm seiner Schuld . . . er sieht im schuldvollen Leben sich verschüttet wie ein überworfenes Gebirg . . . er geht aus seiner Höhle und verwendet sein Leben, sich selbst zu reinigen von den greuligen Folgen seines tierischen Verderbens. Da ist es, wo ich auf den Trümmern meiner selbst, meiner Natur, wieder lächle, und auf dem Schutt ihrer Ruinen mich selbst wieder aufbaue zu einem bessern Leben. Wir kennen von der Sittlichkeit unserer Natur wenig außer dieser Arbeit an unserem verschütteten Selbst".

Daher geht die sittliche Veredelung des Menschen

keineswegs von reinen Begriffen von Recht und Wahrheit, sondern notwendig von den nächsten sinnlichen Verhältnissen aus: von der sinnlichen Liebe zwischen Mutter und Kind, und von der gemeinen, physischen Arbeit.

Und das Gleiche gilt denn auch vom gesellschaftlichen Recht, als einem Mittel dieser Veredelung: es vermag sich ebensowenig auf bloße Vernunft zu stützen. Von reiner Sittlichkeit ganz verschieden, vermag es nur durch sinnliche Mittel den Menschen von seinem ursprünglich tierischen Zustand einem sittlichen Zustand näher zu führen.

„Erziehung und Gesetzgebung müssen dem Gang der Natur folgen", der uns vom Sinnlichen aufwärts zur Höhe des Sittlichen führt. „Sie müssen das tierische Wohlwollen durch das häusliche Leben zu einem menschlichen Wohlwollen umwandeln, und selbiges durch die Treue und den Glauben, die der gesellschaftliche Zustand anspricht, mitten in der Gewaltsamkeit" dieses Zustands doch zu erhalten suchen.

So kommt die Gesetzgebung, im engsten Bunde mit der Erziehung, immerhin doch unter sittlichen Gesichtspunkt. Aber die Begriffe des gesellschaftlichen Rechts erfahren eben dadurch eine durchgreifende Umgestaltung. Das gilt besonders vom Begriff des Eigentums.

„Eine ursprüngliche Rechtmäßigkeit des Besitzstandes" vermag sich Pestalozzi „nicht zu denken"; es ist „immer eine Thorheit, daß wir die Noteinrichtungen unseres tierischen Verderbens an sich selbst ein Recht heißen." Wir müssen den Besitzstand „respektieren, weil er ist, und größtenteils wie er ist, oder unsere Bande alle auflösen." Allein, sittlich angesehen, soll mir mein Besitzstand „soviel

als nicht Besitzstand" sein, „sondern vielmehr ein Mittel, auch auf Gefahr meines Rechts und meiner Benutzung, mich selbst zu veredeln und mein Geschlecht zu beglücken." Im sittlichen Stande greife ich nicht, wie im natürlichen, das Recht des Eigentums an, noch, wie im gesellschaftlichen, das Unrecht seines Gebrauchs, sondern ich „suche den Zweck des Eigentums auch mitten im Chaos seines gesetzlosen, ungesellschaftlichen, unrechtmäßigen Gebrauchs mir selbst und meinem Geschlecht durch Weisheit und Mäßigung sicherzustellen."

Er macht die Anwendung auf das Verhältnis von Arbeitgeber und Arbeitnehmer. Im Gewaltzustand wird der Kaufmann (Arbeitgeber) die von ihm abhängenden Arbeiter als bloße in seiner Hand befindliche Mittel zur Bearbeitung seiner Fonds ansehen; im bloß rechtlichen wird er, durch den Zwang der Gesetze genötigt, seine Arbeiter als selbständige, einen befriedigenden Ersatz ihrer Naturansprüche mit gleichem Recht fordernde Geschöpfe ansehen; im sittlichen Zustande wird er sie ohne Zwang der Gesetze also ansehn. — Was ist allgemein in einem Staat das Verhältnis der Eigentümer gegen die Nichteigentümer? — „Gehört diesen unsern Mitmenschen, die, mit gleichen Naturrechten wie wir geboren, uns den Besitzern der Erde mit gleichen Ansprüchen ins Angesicht sehen, — gehört diesen Staatsbürgern, die jede Last der gesellschaftlichen Vereinigung siebenfach tragen, keine ihre Natur befriedigende Stellung in unserer Mitte?" — So auch in andern, früheren wie späteren Schriften. „Der Menschenanspruch an Nahrung und Decke, d. h. an ein die Menschennatur in ihrem ganzen Umfang befriedigendes

Dasein, ist von Gottes und des Christentums wegen höher als alles Eigentums- und alles Herrschaftsrecht." „Der niedere, der der Selbstsucht hingegebene Mensch, wenn er den Namen Eigentum hört, erhebt sich in aller Lebendigkeit seines beschränkten Sinnes: ja, das Eigentum muß man achten, schützen und bauen, in wessen Hand es sich auch immer befindet, sonst geht die Erde zu Grunde . . . Und doch, dächte ich, das Eigentum ist um des Menschen und der Mensch nicht um des Eigentums willen da. Und wenn Erziehung und Staatskunst Hand in Hand schlagen, daß dieses letzte nicht zu Grunde gehe, sondern Zins trage, in wessen Hand es sich immer befindet, so soll doch, ob Gott will, auch das Herz der Bessern, beim Gefühl der Verwahrlosung unseres Geschlechts, in Rücksicht auf das erste, auf das höhere Eigentum unserer Natur sich in seinem Innersten zum hohen menschlichen Bestreben erheben, daß auch Gottes höhere Gaben des Geistes und des Herzens in ihrer Mitte allgemein die Pflege und Achtung finden, die der Erdenkot so wesentlich bedarf und so allgemein findet."

Die Pflicht gegen den Eigentumslosen ist für Pestalozzi nicht erschöpft in der gewöhnlichen Fürsorge für Arme und Kranke. „Es ist hierin (sagt er) wahrlich mehr um Grundsätze als um Almosen, mehr um Rechtsgefühl als um Spitäler, mehr um Selbständigkeit als um Gnaden zu thun;" noch derber spricht er ein andermal vom „Verscharren des Rechts in die Mistgrube der Gnade."

Und wie gegen die ungerechte Wohlthätigkeit der Almosen und Spitäler eifert er gegen die „Galgen-, Rad- und Galeeren-Gerechtigkeit, die Galgen und Rad

darum brauchen muß, weil sie das Volk verwahrlost und selber zu dem macht, wofür sie es hintennach straft" — eine „armselige Notjagd gegen verwahrloste und verwilderte Tiermenschen." — „Verworfen" ist nur, wer „durch Verwahrlosung, Sinnlichkeitsüberfüllung und Verkünstelung außer der Kraft und dem Rechtsgefühl der Menschennatur hinausgeworfen worden." — Er forscht den gesellschaftlichen Ursachen des Verbrechens nach, und findet, wie Plato, wie Morus, die entscheidende Ursache in dem korrumpierenden Einfluß großer Besitzungleichheit, welche „die Welt mit elenden, tief verdorbenen Menschen voll macht;" wenn dann „die Folgen dieses Volksverderbens sichtbar werden, so wirft man die Schuld auf diejenigen, die verdorben worden sind, und nicht auf diejenigen, so sie verdorben haben und immer fortfahren, zu Befriedigung ihrer Selbstsucht und ihrer Gelüste tausend Umstände zu veranstalten, einzulenken, durchschlüpfen zu lassen und sogar mit Gewalt zu erzwingen, durch deren Dasein das Volk immer von Schlechtheit zu Schlechtheit, von Verderben zu Verderben, von Niedrigkeit zu Niedrigkeit herabsinken muß." — So gestaltet sich die durch eine Preisaufgabe veranlaßte Schrift über „Gesetzgebung und Kindermord" unter Pestalozzis Feder zu einer erschütternden Anklage gegen die Gesellschaft. Ich brauche kaum hinzuzufügen, daß die Schrift den Preis nicht erhielt. —

Haben wir nun von der sozialen Frage gesprochen? Ich denke, ja. Die soziale Frage ist ja wohl die Frage, wie die in Rechtsformen geübte Gewaltherrschaft des Kapitals über die kapitallose Arbeit mit ihren

zerstörenden Folgen für die Sittlichkeit des gesamten Volkes zu überwinden sei. Die Gewalt des Kapitals ist aber nur ein besonderer Fall, richtiger eine bestimmte Seite des allgemeinen Phänomens, der Gewalt des Starken über den Schwachen. Diese bestimmte Seite ist bei Pestalozzi überall mitberücksichtigt, an vielen Stellen auch in ihrer Eigenheit bestimmt hervorgehoben. Schärfer aber und sicherer ist selten die ewige, naturbegründete Notwendigkeit der Gewalt — ihr ewiges sittliches Unrecht — und die ewige Ohnmacht des bloß gesellschaftlichen Rechts wider sie anerkannt worden. Diese große Grundeinsicht bleibt anwendbar, wie auf alle vergangenen Zeiten, so auf die unsere, wiewohl der heutige Stand der sozialen Frage darin natürlich nicht erschöpft ist. Pestalozzi kennt, wie ich schon anfangs sagte, keine Arbeiterklasse im heutigen Sinn. Das verrät sich, wenn er hier und da von einer Hebung des „Mittelstands", d. h. einer Klasse kleiner Kapitaleigentümer schwärmt, unterhalb deren er nur noch sogenanntes Lumpenproletariat, nicht ein stetig wachsendes Heer eigentumsloser Lohnarbeiter sieht. Er konnte nach der Lage seiner Zeit und nach seiner begrenzten Erfahrung unmöglich den ungeheuren Einfluß der Maschine, der höher entwickelten Technik auf die Gestaltung der sozialen Verhältnisse ermessen; er kennt die industrielle Arbeit aus eigener Anschauung nur in der primitiven Form ländlicher Hausindustrie, immer unter Voraussetzung eines zwar bescheidenen, aber festen Grundbesitzes. Die Gefahr einer wachsenden Proletarisierung dieses „Mittelstandes" selbst, als naturnotwendiger Folge der

Uebermacht des Großkapitals, unter dem Einfluß des zum Großbetrieb unwiderstehlich drängenden Fortschritts der Technik; die wieder dadurch gegebene Notwendigkeit des Zusammenschlusses einerseits der Arbeiter, andererseits der Unternehmer; die gänzlich neue Form, die damit der soziale Krieg, dieser wahre „Krieg Aller gegen Alle", annimmt; aber auch die neuen Handhaben zu einer Lösung des immer unerträglicher sich zuspitzenden Konflikts — das alles konnte Pestalozzi nicht voraussehen. Es ist merkwürdig genug, wie selbst so manche seiner Aussprüche auf die heutige Lage noch ganz anders zutreffen, als auf die damalige; so wenn er von dem trügerischen Flor des „Geld- und Gewaltspiels unserer Industrie" spricht, der „mitten in seiner anscheinenden großen Geldabträglichkeit, in Rücksicht auf den wahren Volkssegen im Lande dasteht wie eine hoch lodernde glänzende Feuerflamme, die einige einzelne Menschen, welche in einer verhältnismäßigen Entfernung ob ihr empor stehen, wohl angenehm zu erwärmen geeignet ist, aber die Millionen derer, die in der Tiefe leben, in der sie sich in wilden Wirbeln herumtreibt, samt und sonders ihre Finger verbrennen macht, und sie dann, wenn sie mit verbrannten Fingern fortfliehen, blutnackend in eiskalter Atmosphäre stehen läßt."

Ich meine, es läßt sich ziemlich genau ausrechnen, wie Pestalozzi im Gewirr des heutigen Kampfes dastehn würde; nämlich so wie er sagt: getreu seiner Wahrheit, aber keiner Partei. Der revolutionäre Charakter der heutigen Bewegung des Arbeiterstandes würde ihn nicht irre machen; mit der ganzen Glut seiner Ueberzeugung

würde er doch für das arbeitende Volk und die ewige Gerechtigkeit seiner Sache einstehen. Aber er würde darum nicht all sein Thun und das seiner Führer gut heißen. Mit tiefen Zweifeln würde er der Verkündigung eines unentrinnbaren Naturgesetzes der sozialen Entwicklung lauschen, das eines Tages, nachdem die alte Gesellschaft an ihren eigenen Widersprüchen zu Grunde gegangen ist, von selbst, ohne weitere Vorbedingungen, den letzten Akt des gesellschaftlichen Gewaltrechts herbeiführen werde: den Akt, durch den es sich selber als Gewaltrecht aufhebt und dem sittlichen Recht Platz macht. Er würde den Skrupel nicht los werden, daß, so lange die Menschen sind, wie sie sind, so lange nicht durch eine tiefe und allgemeine Umwandlung der sittlichen Natur der Menschheit für die geforderte Neuordnung der Gesellschaft erst ein neues, sicheres Fundament gelegt ist, doch alles vergeblich sein, doch nur die alten Uebel in neuer Gestalt wiederkehren würden. „So viel sah ich bald," sagt er, „die Umstände machen den Menschen; aber ich sah ebenso bald, der Mensch macht die Umstände; er hat eine Kraft in sich selbst, selbige vielfältig nach seinem Willen zu lenken. So wie er dieses thut, nimmt er selbst Anteil an der Bildung seiner selbst und an dem Einfluß der Umstände, die auf ihn wirken."

Also aufs eigne Wollen des Menschen kommt zuletzt doch alles an.

Eine große Folge daraus ist: daß die Arbeit an der Erhebung des Menschen zu seinem wahren Menschentum, zur wahren Sittlichkeit seiner Natur, die wahre soziale Arbeit ist. Ueber Träume

von Welt- und Staatenverbesserungen dagegen würde Pestalozzi heute wie damals urteilen: „Wenn so etwas reif ist, so kommt es von selbst."

Es ist seine Größe, die Frage der Bildung auf sozialen Grund, die soziale Frage auf den Grund der Menschenbildung zurückgeführt zu haben. Beides ist in der That untrennbar eins. So wenig wie eine Gesellschaft Kopf und Herz in Ordnung haben kann ohne ein gesund geregeltes System ihrer Ernährung, ganz so wenig sind bei der gesunden Regelung des sozialen Ernährungsprozesses Kopf und Herz unbeteiligt. Und so gewiß die Gesundung nur von unten auf, durch Herstellung eines gerechten Verhältnisses von Arbeit und Genuß des Arbeitsertrags, erfolgen kann, so gewiß ist eben dazu die Leitung von Verstand und Wille, von Wissenschaft und Sittlichkeit, unentbehrlich. Diese Leitung kann aber nicht so gedacht werden, daß die Gesellschaft in zwei Klassen zerfiele, eine regierende, die das Vorrecht der höheren, wissenschaftlich-sittlichen Bildung zugleich mit der Freiheit von der Pflicht der Erwerbsarbeit genießt, und eine regierte, der die produktive Arbeit, ohne Anspruch auf wahre Menschenbildung, d. i. harmonische Entfaltung aller menschlichen Kräfte, zufällt; sondern allein so, daß die Organisation der Arbeit bis zu den höchsten Spitzen hinauf, die Organisation der Bildung bis zum untersten Grunde herabreicht, und beide völlig, bis aufs letzte, in einander greifen. Es ist einfach die Uebertragung des Pestalozzi'schen Bildungsideals: Harmonie der physischen, geistigen und sittlichen Kräfte des Menschen, vom Individuum auf die Gesellschaft. In

der That ist dies Ideal für das Individuum nicht erfüllbar, wenn es inmitten einer durch und durch unharmonischen, inhumanen Gesellschaft zu leben genötigt ist; noch für die Gesellschaft, wenn nicht seine Erfüllung ehrlich und redlich für jedes einzelne Mitglied erstrebt und, soviel möglich, erreicht wird. Beide Aufgaben sind völlig eine, und jede Hoffnung, die eine ohne die andere zu lösen, ist aus klar einzusehender Notwendigkeit trügerisch.

Und so sehen wir Pestalozzis Bemühungen um Volkserziehung von Anfang an scharf auf diesen Punkt gerichtet. Wo er mit seiner Arbeit einzusetzen habe, darüber konnte er keinen Augenblick schwanken. Der Bildungsnot der untersten Stände galt es entgegenzuarbeiten, und zwar von der untersten Stufe, der ersten Kindheit an; nicht bloß, weil das Volk und das Kind des Volks am meisten von solcher Hilfe, die ihm wirklich hilft, verlassen, weil ihm zumeist das heilige Recht auf Menschenbildung bisher vorenthalten, sondern vor allem, weil ihm in der That zu helfen, weil seine Lage unvergleichlich mehr als die der oberen Stände einer schlichten, gesunden, von den wahren Elementen ausgehenden Bildung angemessen ist. Wenn der Gedanke, bessere Bildung gehöre nicht für das Kind des Armen im Lande, irgend einen vernünftigen Sinn hätte, sagt Pestalozzi, „so müßte er darin liegen, daß der einfache Naturmensch durch die starken Eindrücke seiner ebenso einfachen, aber kraftvollen Lage diejenige menschliche Bildung lebendig und urkräftig findet, die durch seine unnatürlich verschrobene Existenz dem sogenannten Gebildeten und Glücklichen entzogen ist.“

Denn von den nächsten, sinnlichen Verhältnissen des

Menſchen, hörten wir, muß alle Bildung ausgehen; das erſte, das weſentlichſte Fundament auch der geiſtigen und ſittlichen Bildung iſt die einfache, phyſiſche Arbeit. Es iſt das unſchätzbare Verdienſt Peſtalozzis, dem Begriffe der Arbeitsbildung, der Bildung durch Arbeit und zur Arbeit, ſeine gebührende Stelle unter den Grundbegriffen der Erziehungslehre angewieſen zu haben. Wohl iſt auch ſonſt bisweilen die Arbeit als ein Bildungszweck neben andern, etwa auch als mitwirkend zu weiteren, höheren Zwecken, aber doch ſo nicht als Grund und Wurzel aller höheren Bildung gewürdigt worden. Die ehrliche Achtung der ſinnlichen Grundlage des Menſchendaſeins, die Einſicht, daß die Bildung des Menſchen, d. i. die Herrſchaft des Bewußtſeins, bis zu dieſer letzten Wurzel herabreichen, daß ſein ganzes, phyſiſch-geiſtiges Weſen von ihr umſpannt, ich möchte ſagen, bis in die Fingerſpitzen von der Idee durchleuchtet ſein ſollte, das iſt, ſoviel ich ſehe, Peſtalozzi ganz eigentümlich.

So legt der Schulmeiſter in „Lienhard und Gertrud“ „das größte Gewicht der Verſtandesbildung auf die Arbeit“; denn er iſt überzeugt, „daß die Arbeitſamkeit vorzüglich geeignet iſt, das Gleichgewicht der menſchlichen Kräfte, woraus alle richtigen Urteile und mit ihnen alle Reſultate des reinen menſchlichen Denkens weſentlich ... hervorgehen, zu erhalten und zu ſtärken. Außer dem innern, gemeinbildenden und ſich gegenſeitig unterſtützenden Zuſammenhang der ſittlichen, geiſtigen und phyſiſchen Anſtrengung liegt in der Natur der Arbeitſamkeit nicht nur eine zwingende Hinlenkung unſerer Geiſteskräfte zu einer ununterbrochenen Aufmerkſamkeit, Sorgfalt und Bedächtig-

keit, diesen wesentlichen Bildungsfundamenten alles Denkens; es liegt auch in der Natur der Arbeitsamkeit und in dem Stoff der zu bearbeitenden Gegenstände gleichsam ein Notzwang zum Glauben an die Wahrheit ihrer Ansprüche, zur Unterwerfung unter alle Gesetze, die unabänderlich in ihrer Natur liegen, und jeden Widerspruch gegen Wahrheit auf der Stelle strafen, indem sie in der Ansicht dessen, was wahr oder falsch, sich nicht mit Träumen irreführen und nicht mit Worten darüber mit sich markten lassen, sondern jeden Versuch der Selbstsucht zur Selbsttäuschung auf eine Weise beschämen, wie der feinste Dialektiker" es nicht könnte. Weitere Vorteile sind: die Besiegung der Ungeduld im Voreilen unserer Urteile, der Einmischung der sinnlichen Lust und Unlust, die uns so oft dahin reißen mit beiden Händen nach den Lügen zu greifen . . . So ist „die physische Anstrengung des Menschen ein wesentliches Fundament seiner Verstandesbildung und seiner Wahrheitsfähigkeit."

Eben darin liegen zugleich schon sehr wesentliche Faktoren der sittlichen Bildung. Allerdings gehören dazu noch weitere Voraussetzungen. Pestalozzi täuscht sich nicht darüber, daß harte, rohe Arbeit, an der das Herz nicht teilnehmen kann, nicht nur nicht befriedigt, sondern den Menschen hart, roh, herzlos machen kann. Er sucht sich über den Unterschied klar zu werden: „Der Mensch hat zwei Arbeiten, eine innere und eine äußere. Wenn die äußere im Dienst der innern ist, so bildet sie ihn für sein inneres und äußeres Leben gleich gut; wenn aber die innere Arbeit im Dienst der äußern steht," so nimmt notwendig das innere Leben Schaden. Aeußere

Arbeit ist ohne innere, menschenfreundliche und seelenerhebende Zwecke nicht Menschenarbeit. Man könnte ernstlich fragen, ob dann nicht Nichtarbeiten besser wäre.

Diese reine Uebereinstimmung der äußern und innern Thätigkeit aber findet ihre natürliche Stätte im *Hause*, in der *Wohnstube*; nicht in Fabrikstuben, auch nicht in Frohn- und Lohndiensten auf dem Feld. Die innere, seelische *Gemeinschaft* der Zusammenarbeitenden, wie sie in der Familie durch das sinnlich-natürliche Band des Wohlwollens zwischen Eltern und Kindern von selbst gegeben ist, wirkt vorzüglich dahin, alles Harte der äußern Arbeit zu mildern, sie zum bloßen Ausdruck, zur bloßen Darstellung des inneren Lebens umzuwandeln.

Das ist nun besonders im Roman an der Wohnstube der Gertrud wundervoll dargestellt, wie selbst in der „Leib und Seel erlahmenden" Arbeit der Baumwollspinnerei diese Harmonie der inneren und äußeren Thätigkeit gewahrt bleibt. „Das was auch im Unterricht der Gertrud abrichtend war . . . war durch Liebe und Glauben geheiligt und veränderte dadurch gleichsam seine Natur; der Eindruck der harten . . . Abrichtungskünste war menschlich gemildert und . . . dem Höhern des Bildenden und Erhebenden in der Erziehung untergeordnet und durch diese Unterordnung unschädlich gemacht." — „Auch das ist eine Eigenheit der Führung dieser Stube, daß die Mutter und die Kinder mitten in der festesten Ordnung ihres Pflichtlebens offene Sinne für alles Schöne und Gute, das in ihren Umgebungen stattfindet, haben und mitten in ihrer ununterbrochenen Thätigkeit herzliche und freie Teilnahme daran zeigen. Sie spinnen so eifrig

als kaum eine Taglöhnerin spinnt, aber ihre Seelen taglöhnern nicht. Sie bewegen sich während der ununterbrochenen Gleichheit ihrer lieblichen Bewegung so leicht und frei wie der Fisch im Wasser, und so froh wie die Lerche, die in den Lüften ihren Triller spielt."

Ich darf auf den tiefen Zusammenhang dieser Ansicht vom bildenden Wert der Arbeit mit der Pestalozzischen Grundidee der Elementarbildung hier nicht weiter eingehen, ich kann mir dagegen nicht versagen, im Vorübergehen auf die im besten Sinn demokratische Bedeutung dieser Grundidee hinzuweisen. „Elemente" der Bildung besagt für Pestalozzi nicht schwache Anfänge, sondern wahre Fundamente; statt „Elementarbildung" gebraucht er auch den treffenden Ausdruck „Grundbildung". So wie ihre Idee ihm vor Augen steht, enthält sie eigentlich das Ganze der Entfaltung der menschlichen Anlagen und Kräfte; jenseits ihrer liegen dann nur noch deren mannigfache Anwendungen auf diese oder jene besondere Berufsarbeit, die, wo sie nicht auf dem sicheren Fundament einer wohldurchdachten, der Menschennatur in ihrem vollen Umfang genügenden Grundbildung ruht, notwendig in Einseitigkeit, Disharmonie und Inhumanität führt. Diese Grundbildung muß für Alle erreichbar sein, denn das Wesentliche der Menschennatur ist in Allen gleich; „weder Stand noch Verhältnisse noch Umstände vermögen irgend eine Abänderung in der Befolgung ihrer ewigen Gesetze anzusprechen." In dieser Bildung aber wäre dann auch für Alle gleichermaßen die volle Gesundheit, Reife und Mündigkeit des Menschentums gesichert. Gegen jede Vorstellung, welche die Bildung des Menschen

nach Stand, Rang und Vermögen abgestuft sehen möchte, genügt das eine Wort: „Ich kann mir kein Verbrechen an Gott, an den Menschen und am Vaterland denken, das demjenigen, die Kräfte der Menschennatur im Menschen, besonders im armen Menschen, mit Absicht, Mutwillen und Vorsatz in ihrem Keime zu ersticken, gleichkommen könnte." Das Bildungswesen seiner Zeit freilich erscheint ihm „wie ein großes Haus, dessen oberstes Stockwerk zwar in hoher vollendeter Kunst strahlt, aber nur von wenigen Menschen bewohnt ist; in dem mittleren wohnen denn schon mehrere, aber es mangelt ihnen an Treppen, auf denen sie auf eine menschliche Weise in das obere hinaufsteigen könnten . . . im dritten, unten, wohnt . . . eine zahllose Menschenherde, die für Sonnenschein und gesunde Luft vollends mit den oberen das gleiche Recht haben; aber sie wird nicht nur im ekelhaften Dunkel fensterloser Löcher sich selbst überlassen, sondern man macht ihnen durch Binden und Blendwerke die Augen sogar zum Hinaufgucken in das obere Stockwerk untauglich." Wir werden die Schilderung heute übertrieben finden; es sieht doch im untersten Stockwerk — nicht zum wenigsten dank der mächtigen Wirkung des Auftretens Pestalozzis — jetzt anders aus; aber allerdings die starre Scheidung der drei Stockwerke besteht bis heute; die Schuleinrichtungen Frankreichs, der Vereinigten Staaten, mehrerer englischer Kolonien sind in dieser Hinsicht dem Ideal Pestalozzis näher als die unsrigen. —

Soll ich zum Schluß noch Eines berühren, so muß es wohl Pestalozzis Stellung zur Religion sein.

Aufs unbefangenste würdigt er den sinnlich-mensch-

lichen Ursprung der Religion. „Kronen und Scepter, den Göttern gleich werden, sitzen auf Thronen, weder hungern noch dürsten, weder Frost noch Hitze dulden, mit erwünschten Leuten schmausen, alle diese Bilder zeigen, daß sie aus dem Hirn deiner nach Harmlosigkeit schmachtenden Natur entsprungen sind." Aber das innere Wesen der Religion ist „göttlich, wie das innere Wesen meiner Natur: wie dieses in meinem tierischen Leibe ruht und aus dem Moder seines Todes entkeimt, so entkeimt und wallet auch sie in meinem tierischen Leib und in dem Moder seines Todes." In der sinnlichen Hülle der Religion wächst und erstarkt der wundervolle Keim der Sittlichkeit, des reinen Strebens nach innerer Vollendung. „Der Mensch will einen Gott fürchten, damit er Recht thun könne .... Es ist in der Weihe dieses Strebens, daß er seine Traumkraft über die Grenzen der sinnlichen Wahrnehmung erhebt, damit er finde das Bild eines Gottes, das ihm Kraft gebe gegen den Tiersinn seiner Natur . . ." Will man ihm das verbieten? „Sollte er der Wahrheit um der Wahrheit, und dem Recht um des Rechts willen getreu sein? Fordre das nicht vom ihm, bis ers kann, und denke nicht, daß ers könne, so lange er Tier ist, und ebenso wenig, daß er anders als tierisch dahin gebracht werden könne, ein Mensch sein zu wollen." „Ohne der Gottesfurcht sinnliche Handbietung ist Wahrheit und Recht meinem Geschlecht nur Täuschung und Schein. Entwürdige ich damit das Heiligtum meiner Natur? Ich meine nein; wie bei der Treue und dem frommen Gehorsam die Früchte der Gottesfurcht nicht mehr an dem Stamm,

dem sie entkeimen, angeheftet bleiben; Engel tragen sie dann in heiligen Händen. Alles Aeußere der Religion ist innigst mit meiner tierischen Natur verwoben. Ihr Wesen allein ist göttlich, ihr Aeußeres ist nur gottesdienstlich. Ihr Wesen aber ist nichts anders als das innere Urteil meiner selbst von der Wahrheit und dem Wesen meiner selbst; es ist nichts anders als der göttliche Funken meiner Natur und meiner Kraft, mich selbst in mir selbst zu richten, zu verdammen und loszusprechen."

So führt sich ihm Religion auf rein menschlichen Grund zurück. „Gott ist für die Menschen nur durch die Menschen der Gott der Menschen. Der Mensch kennt Gott nur, insofern er den Menschen d. i. sich selbst kennt, und er ehret Gott nur, insofern er sich selbst ehret, d. i. insofern er an sich selber und an seinen Nebenmenschen nach den reinsten und besten Trieben, die in ihm liegen, handelt . . . Es ist umsonst, daß du dem Armen sagest: es ist ein Gott, und dem Waislein: du hast einen Vater im Himmel. Mit Bildern und Worten lehrt kein Mensch den andern Gott kennen. Aber wenn du dem Armen hilfst, daß er wie ein Mensch leben kann, so zeigst du ihm Gott; und wenn du das Waislein erziehst, wie wenn es einen Vater hätte, so lehrst du es den Vater im Himmel kennen, der dein Herz also gebildet, daß du es erziehen mußtest."

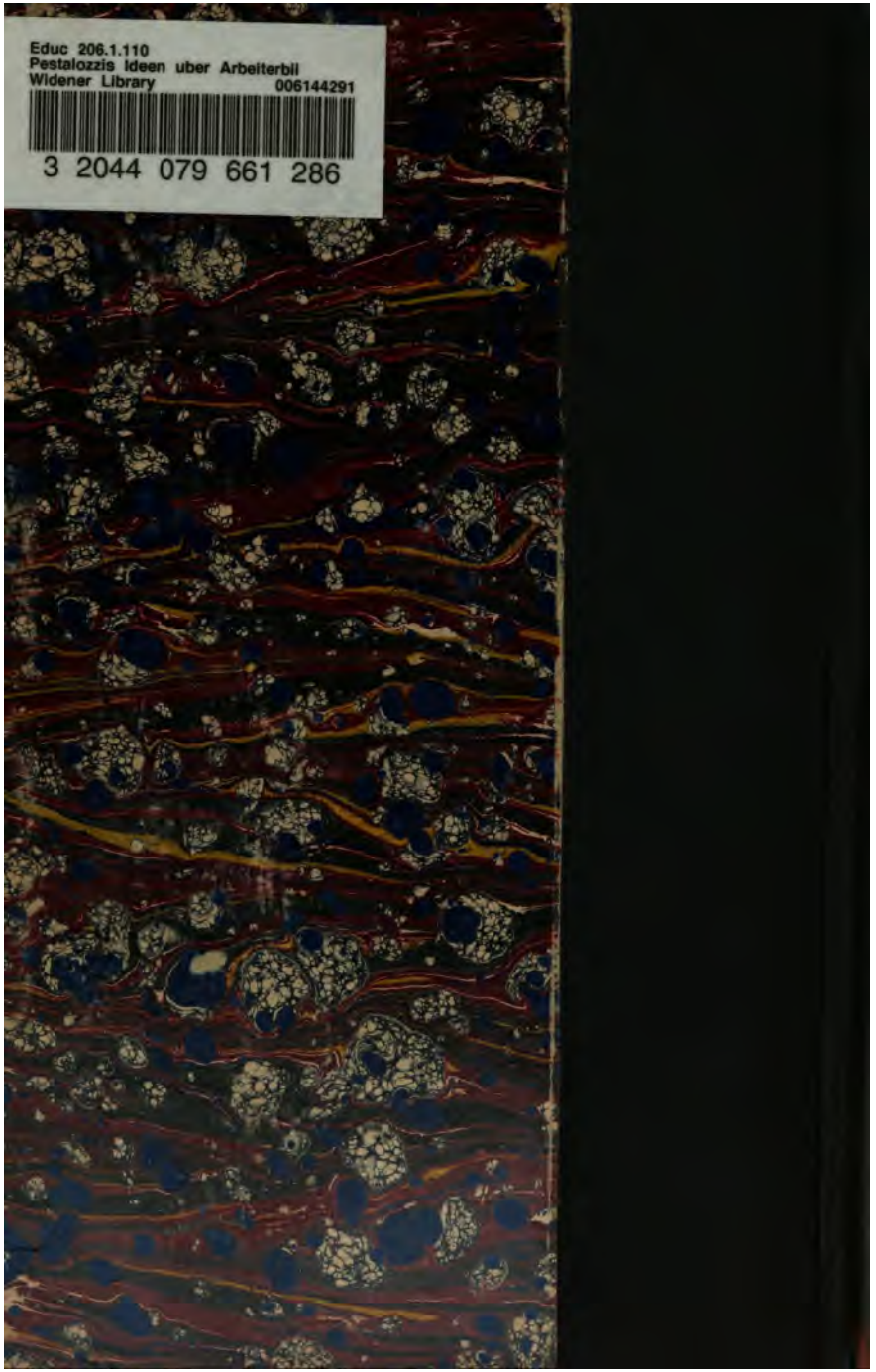
Auch das, dünkt mich, hat Zusammenhang mit unserem Thema: Arbeiterbildung und soziale Frage. Man hat sich auf Pestalozzi berufen für das löbliche Bestreben, „dem Volk die Religion zu erhalten", daß ihm in seiner

Lage doch dieſer Troſt und Schutz nicht fehle. Wir wiſſen jetzt, wie Peſtalozzi es gemeint hat. Es wäre wohl gut, wenn Niemand es je anders gemeint hätte. —

Ich denke, unſere Erwartung hat uns nicht getäuſcht: die Gedanken, die Peſtalozzi, nicht auf der Studierſtube ergrübelt, ſondern in heißem Lebenskampf ſich erſtritten, ſie ſind unſerer Zeit nicht verloren; ſie haben etwas in ſich, das geeignet iſt, in dem ſchweren Kampfe unſerer Tage, dem Keiner mehr unbeteiligt gegenüberſtehn darf, uns den Weg zu erhellen und die Hoffnung auf den ewigen Sieg des Rechts, der Wahrheit und der Menſchlichkeit unter uns zu erhalten und zu kräftigen. Und ſo mag ihm, dem Lehrer des Volks und ſeiner Lehrer, das Wort gelten, das die ſeligen Knaben im Fauſtepilog dem Vollendeten ſingen:

Doch dieſer hat gelernt,
Er wird uns lehren!

Schell'ſche Buchdruckerei (Kraemer & Schell) in Heilbronn.

NOV -2 '54 H

Educ 206.1.110
Pestalozzis Ideen uber Arbeiterbil
Widener Library
006144291
3 2044 079 661 286